Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 38 (1934-1935)
Heft: 21

Artikel: Ferienzeit
Autor: Steffen, Albert
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-671625

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 28.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sid do häd mer de Chuetli na mänge Schnagge hinefürebracht. Emal, wo=n=er wieder hett selle es Ständli cho flicke, isch Bricht cho vu obe=n=abe, er ligi im Bett, und usgänds Wuche händ s' em scho i d'Chile glüte. Aber i mues na mängmal an en dänke, und öppedie, wänn i so zmitz i der Stadt ine eine=n=atriffe, wo de Chopf lad la hänke und i d'Wält ine lueget wie siebe Tag Rägewätter, isch mer, i mües en zum Chari=Chuetli schicke. De hett e scho wieder chönne zwägdoktere.

Wie schön isch d' Wält!

Bigost, 's isch schön uf dere Wält,
Sie gfallt mer all Tag besser.
Was die eim nüd alls anestellt,
Die Täller und die Gleser!

Bi jeder Platte grif i zue.
Wie herrli schmöckt de Brate!
Stigt d' Sunne=n= über d' Matte=n= ue,
I stah nüd gern am Schatte.

Us jedem Glesli nimm i eis.
Was sell i nüd eis trinke?
Gli isch Firabig scho, wer weiß!
Dä tuet der niemer winke.

Wie lang isch so=n=e schwarzi Nacht,
Vil z'lang für lustig Buebe!
Händs 's Törli emal ganz zuegmacht,
Dä hä=mer Zit zum Gruebe.

Hau zue! Mer sind am vollne Tisch.
Was i na glust, das nähmed!
Und tanz, solang's na Sundig isch,
Vor sächs ruch Werchtig chömmed!

Die Wält isch schön! Gsehsch d' Rose blüeh?
Wer's nüd glaubt, isch z' verbarme.
Er wird im wermste Summer nie
Und bi käm Schatz vertwarme!

Ernst Eschmann.

Ferienzeit.

Von Albert Steffen.

Die Sommertage waren schön wie Märchen. Alois und Werelsche badeten den ganzen Tag und die Julisonne brannte sie braun. Behende und leicht sprangen sie stundenweit das verlassene Flußufer hinauf, durch Hecken und hohes, grünes Getreide, über Moore und steinige Halbinseln. Alois, von der Jugend her gewöhnt, auf nackten Füßen zu gehen, hatte immer einen leisen Spott auf den Lippen. Ihn schmerzten die Kieswege nicht. Doch Werelsche wurde geschnitten von scharfrandigen Seggen und Schilfen, gezwickt von Weiden, gestochen von Brombeerdornen.

In langen Strecken schwammen sie dann die Aare hinunter, sich leicht wiegend, kaum die Glieder bewegend, immer den stillen, offenen Himmel über sich und hinter sich die Schneeberge, die an den Flußknien silbern über den dunkeln Wäldern auftauchten.

Sie gewannen mit wenigen starken Zügen das Land, erkletterten die steilen Sandsteinhänge und wandelten auf den wohlgepflegten Waldwegen. Kam eine Bürgerfamilie mit Kinderwägelchen und einem kleinen kläffenden Biest, so jagten sie zwischen den Bäumen davon, auf dem kühlen Moos wohlig wie auf persischen Teppichen einsinkend.

Am rechten Ufer sind große Flußteiche, in denen die Knaben baden. Hier lagen die beiden stundenlang auf heißen Steinplatten und sahen dem kindlichen Treiben zu.

Alle kennen und bewundern Alois. Schwamm er doch einmal vor ihren Augen die großen Wellen hinunter. Er war der erste im Land, der es wagte, erzählen sie. Ihm selber pochte das Herz, als sie vor ihm in wirren, queren Bergen auftauchten, größer als er gedacht hatte. Er hob sich recht hoch, stampfte tüchtig und dachte:

„Jetzt sieht man am Ufer deinen Kopf nicht mehr, er verschwindet in der weißen Gischt, jetzt zittern sie sicherlich."

Zurückeilend hüpfte er vor heimlicher Freude, da er sich sagte:

„Nun wird mein Ruhm weit und breit verkündet."

Wenn er zu ihren Badeplätzen heranschwimmt, ergehen sie sich ihm zuliebe in allerlei Kunststückchen. Sie tauchen um die Wette, machen Purzelbäume ins Wasser, was Kesselchen kehren genannt wird, und steigen mit naßglänzenden Gesichtern und glatten geraden Scheiteln empor. Sie üben den Hundsschwumm und das Totenmännchen. Sie haschen beim Hochsprung um seinen Beifall. Auch sitzt er

schon längst im Klub der schwarzen Teufel als Ehrenmitglied. Es sind dies jene zehn Knaben, welche die Sonne am schwärzesten gebrannt hat und die als Auszeichnung hochrote Badehosen tragen.

Wie wimmelt es wieder!

Von der kleinen Wiese zwischen Wald und Wasser sieht man kaum ein grünes Plätzchen. Da sitzen Achtjährige im grauen warmen Sand und lassen eine Handvoll nach der andern über die kindlich gerundeten Bäuche hinunterfließen. Dort schießen Zehnjährige mit Schilfpfeilen auf dünne Birken oder heben schwere Schieferplatten in die Höhe. Man bewundert und vergleicht sachverständig die Wölbung der Armmuskeln.

Andere suchen dürres Gras und springen weit im Wald umher nach Reisern, um ein Feuerchen zu nähren. Es beleuchtet die braunen Beine, und der Rauch hüllt sie zärtlich mit Schleiern ein.

Zeitweilig stehen drei oder vier in Hemd und Hosen unschlüssig da. Dann fragt einer:

„Du, wollen wir noch einmal baden?"

Es kommen immer mehr herzu. Viele mit Angelruten. Sie schwenken die kleinen toten Fische, die sie an Weidengerten aufgezogen haben, durchs Wasser, damit sie spiegelblank würden, und legen sie dann ins grüne Gras.

Zwei Freunde sind sehr schnell entkleidet, sie setzen sich abseits friedlich nebeneinander. Der mit dem fröhlichen Laubfleckengesicht und den knochigen Knien sagt zum kleinen Feingliedrigen:

„Erzähle mir noch eine Geschichte."

„Ich weiß keine mehr."

„O, erzähle doch eine, du weißt ganz sicher noch eine."

„Was wollen wir wetten, ich habe alle erzählt?"

„Hunderttausend Franken."

„Also —"

Der Listige fängt eine alte an.

Doch verwirrt er sich fabulierend und fährt schließlich auf eigene Faust weiter. Der Ältere aber vergißt den Gewinn, so schön ist sie. Kaum ist sie zu Ende, so werfen sie sich wohlig ins Wasser, schleppen einen Wurzelstock ans Land, taufen ihn Leuenkopf und klettern hinauf. Jetzt belehren sie die Schwimmer:

„Die Hände unter das Wasser, den Rücken einziehen, viel, viel langsamer."

Sie schmeicheln hierauf zwei Brüdern, die nach Hause müssen, den kleinen Kahn zum Gebrauche ab. So winzig ist er, daß sie ihn völlig ausfüllen. Überdies rückt der Kleine immer hin und her. Der Große, der am Steuer steht, überschüttet ihn mit Donnerwettern:

„Wackle doch nicht immer, sonst werf' ich dich hinaus. Kannst du nicht stille sitzen? Man kann ja gar nirgends hin steuern!"

Das Boot hat ein Loch. Das Wasser steigt hoch. Sie springen hinaus, fassen es an seinen Schnäbeln und leeren es aus.

Auch Hansi ist da. Er fährt auf einem dicken Laden kreuz und quer durch den Teich, er schwingt sein Ruder, das eine Bohnenstange ist, und schleudert dem nächsten den Schlamm, der zu äußerst hängt, platt auf den Rücken. Er holt einen andern ein, der festgerannt ist und nicht ausweichen kann. Er schreit ihm zu:

„Pass' auf, daß du nicht an mein Schiff anstößt, sonst fliegst du hinunter. Du rutschst ja nur im Dreck. Es schwimmt ja gar nicht, und es sollte dich doch tragen, so einen Sprenzel."

„Doch nicht so wie du."

„Wieviel wiegst du denn?"

„Und du?"

„Achtzig Pfund."

„Äh, abgefahren. Ich wiege einundachtzig."

Jetzt löst er sich los. Sie wettrudern. Sie schauen vor Stolz gar nicht mehr auf und rufen:

„Sieh', o sieh', wie das geht, wie der Blitz!"

Aber jeder bewundert nur sich selbst.

Hansi hat nicht Ruhe. Er sieht eine Fischerbank, auf der vier Jungen eng zusammen sitzen. Er springt hinzu und sucht sich einzuzwängen. Aber es gelingt nicht. Da packt er listig einen bei den Füßen und zieht ihn weg. Er flüchtet, der andere ihm nach; wie toll geht es über Börder und Wiesen, in Sprüngen, im Zickzack. Er entwischt nicht. Da kugelt er zu Boden, wie umgeblasen, fuchtelt mit allen vieren um sich herum und läßt sich nicht fassen. Doch plötzlich steht er geheimnisvoll auf, und sie beraten bös lachend eine List, um einen von der Bank wegzulocken. Scheinheilig kehren sie zurück.

Einmal kam der Maler hier vorbei. Er stützte sich beidhändig auf seinen Stock und sah, daß die Bewegungen dieser Knaben etwas denen junger, spielender Hunde glichen. Mit dem Zeigefinger winkte er einen heran und gab ihm lehrreichen Rat, und der Knabe gehorchte ihm höflich, wie einem Schulmeister.

Ott hatte gesagt:

„Ihr schreit ja auf, wenn ihr auf einen spit-

zen Stein tretet. Ihr müßt tapferer sein und gerade zum Trotz viel zierlicher springen."

Jetzt tanzten sie auf der weißen Steininsel. Sie nahmen Sprünge von einem glatten Stein zum andern, und der Maler rief dazwischen: „Das war hübsch" oder: „o, wie gabelig". Sie verzogen wohl noch die Gesichter, wenn sie schmerzhaft fielen, aber hüpften doch leichthin auf und davon. Allmählich wurden die Schritte anmutiger und der Körper biegsamer.

Sie verlegten die Tänze nun auf ein Stoppelfeld.

Hier waren sie viel schmerzhafter und schwieriger. Da hieß es, sich niedlich bücken und die weicheren Grasstellen mit sicherem Sprunge erreichen. Zuweilen schnellte einer auf und faßte nach dem verwundeten Fuß, besann sich aber gleich, daß dies Schwäche war, und schlug sich an die Stirn.

Und sie übten sich im Wettlauf und prüften die Glieder wohl, ob sie schön blieben im Muskelspiel. Sie liefen auf den Händen mit geschlossenen Füßen, sie sprangen von den Weiden mit eingezogenen, leicht gebeugten Rücken in den Fluß.

Dem Maler ging das Herz auf wie immer, wenn er Lehrer sein durfte, und in der Stadt erkannte er seine Schüler auf hundert Schritte am herzhaften, beherrschten und anmutigen Gang.

Ein erster August.

Von Charles Gos.

Das Gefechtsschießen war zu Ende. Die Rohre waren noch heiß. Wenn man mit der Hand über den glühenden Stahl fuhr, glaubte man, in den Kanonen ein elementares tierisches Dasein zu spüren.

Rings um uns nichts als ungeheure schweigende Gletscher und Felsen, die eben noch unter dem Krachen unserer Schüsse gezittert hatten. Nun aber breitete sich eine tiefe Stille aus, die weit eindrucksvoller wirkte als unsere Artilleriesalven.

Der Himmel klärte sich langsam. Breite Schatten glitten über die Schneefelder, und da oben, ein Spiel der Winde, irrten weiße Wolken ziellos umher. Das Wetter war unsicher. Mit dem nahenden Abend senkte sich die Dämmerung hernieder. Zwanzig Schritte hinter den Geschützen ruhten die Kanoniere. Während der Kritik der Offiziere war die Erlaubnis zum Essen und Trinken gegeben worden.

Wir waren völlig erschöpft. Die warme Sonne, die auf den Bergen brütete, trocknete unsere nassen Kleider und durchschauerte angenehm unsern Leib. Der rieselnde Regen, der seit der Morgendämmerung auf uns niedergefallen war, hatte soeben aufgehört. Das Schießen war bei eisigkaltem Nebel abgehalten worden. Von Zeit zu Zeit gestattete ein Riß, die Ziele, ein Stück Gletscher, eine Moräne zu sehen; dann krachte das Schnellfeuer auf Tod und Leben.

Das wärmte uns ein bißchen; gleich darauf hieß es wieder, beim Geschütz warten und knien bei Regen, Wind, Nebel und Kälte, dazu das Verbot, die Hände in die Taschen zu stecken. Brrrr!

Wenn ich nur dran denke, sehe ich mich schaudernd vor Kälte in meinen dünnen Arbeitskleidern mit erstarrten Händen am Schrapnel herumfingern, das ich einstellen sollte.

Ach, wie ist der Kanonierdienst mühsam bei der Gebirgsartillerie! Doch gibt es auch schöne Momente. Und dann — die Erinnerung ist wie der Weizen, den man siebt. Das Schöne bleibt, und das Üble fliegt mit dem Staube davon.

* * *

Gleichwohl — für einen ersten August war es ein harter Tag gewesen. Alarm bei Nacht. Entsetzlich steinige Wege. Ein aufgeweichtes Gelände, in welchem die Maultiere umfielen wie die Fliegen. Der Gaul des Pferdearztes stürzte über eine Felswand zu Tode, und schließlich mußten die Geschütze auseinandergenommen und auf dem Rücken der Leute getragen werden, um in Stellung zu kommen. Ja dieser erste August! Eigentümliche Gerüchte liefen um. Patriotische Ansprache des Hauptmanns, sagten die einen. Den Nachmittag frei, die andern. Großes Feuer im Geschützpark mit Gesang und Freiabend bis zehn Uhr, hoffte die Mehrzahl. Welche Enttäuschung!

So war dieser erste August ein Tag wie ein anderer auch — noch dazu ein viel beschwerlicherer als die andern Tage. Ehrlich — es war eine bittere Enttäuschung! Nicht einmal das althergebrachte Feuer!

Wir saßen im nassen Gras und machten aus unserer üblen Laune kein Hehl.

„Das kann einem den Dienst verleiden!" wütete ein Kanonier.